

Leseprobe aus:

**Scarlett Thomas**

**Troposphere**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

## Kapitel eins

*Sie haben jetzt die Wahl.*

Sie ... ich lehne mich aus dem Fenster meines Büros, rauche heimlich eine Zigarette und versuche in dem trüben Winterlicht «Randgänge der Philosophie» zu lesen, als ich ein Geräusch höre, das ich noch nie gehört habe. Okay, das Geräusch – krach, peng usw. – habe ich wahrscheinlich schon mal gehört, doch jetzt kommt es von unten, und da liegt das Problem. Unter mir sollte nichts sein: Ich befinde mich im Erdgeschoss. Aber der Boden vibriert, eine Wellenbewegung, als ob irgendetwas versucht, sich von unten hochzudrücken, und ich denke an die Mütter anderer Leute, die ihre Steppdecken ausschütteln, oder sogar an Gott, der den Stoff der Raum-Zeit ausschüttelt. Dann denke ich: Verdammte Scheiße, das ist ein Erdbeben, lasse meine Zigarette fallen und renne ungefähr in dem Moment aus meinem Büro, als der Alarm ertönt.

Wenn irgendwo ein Alarm schrillt, renne ich nicht immer sofort los. Wer tut das schon? Normalerweise ist ein Alarm nur ein leeres Zeichen: ein Drill, eine Übung. Ich bin auf dem Weg zum Seiteneingang des Gebäudes, als das Vibrieren aufhört. Soll ich zurück in mein Büro gehen? Aber es ist unmöglich, in diesem Gebäude zu bleiben, wenn der Alarm losjault. Er ist zu laut; er heult einem im Kopf. Als ich das Gebäude verlasse, komme ich am schwarzen Brett der Arbeitsschutzbehörde vorbei, an dem Bilder verletzter Menschen hängen. Die Bilder verschwimmen, als ich daran vorbeieile: Ein Mann, der Rückenschmerzen hat, erleidet außerdem einen Herzinfarkt, und verschiedene Hologramm-Menschen

versuchen ihn wiederzubeleben. Eigentlich hätte ich letztes Jahr einen Erste-Hilfe-Kurs machen sollen.

Als ich die Seitentür öffne, sehe ich, wie Leute aus dem Russell Building kommen, unseren Block passieren und die graue Betontreppe hinaufgehen oder -rennen, die zum Newton Building und zur Bibliothek führt. Ich haste rechts am Gebäude vorbei und springe die Betonstufen hoch, immer zwei auf einmal. Der Himmel ist grau, feiner Nieselregen hängt in der Luft, es ist, als hätte man den Fernseher auf einen toten Kanal geschaltet. Manchmal hockt die Sonne an diesen Januarnachmittagen tief am Himmel wie ein orangefarben gewandeter Buddha in einem Dokumentarfilm über den Sinn des Lebens. Heute gibt es keine Sonne. Ich erreiche die große Menschenmenge, die sich gebildet hat, und bleibe stehen. Alle schauen in dieselbe Richtung, schnappen nach Luft und stoßen Laute aus wie bei einem öffentlichen Feuerwerk.

Es ist das Newton Building.

Es stürzt ein.

Ich muss an dieses Spielzeug denken – hab ich das nicht kürzlich irgendwo auf einem Schreibtisch liegen sehen? –, ein kleines Pferd auf einem Holzsockel. Wenn man unten auf den Sockel drückt, geht das Pferd in die Knie. So sieht das Newton Building jetzt aus. Es ist dabei, im Boden zu versinken, aber irgendwie schief; eine Ecke ist verschwunden, jetzt zwei, jetzt ... Jetzt bleibt es stehen. Es knackt, und es bleibt stehen. Ein Fenster im dritten Stock fliegt auf, und ein Bildschirm fällt raus und knallt auf das, was von dem betonierten Hof unten noch übrig ist. Vier Männer mit Schutzhelmen und signalfarbenen Jacken nähern sich langsam dem aufgebrochenen Hof; dann kommt noch ein Mann, sagt etwas zu ihnen, und sie gehen alle zusammen wieder weg.

Zwei Männer in dunklen Anzügen stehen neben mir.

«Déjà-vu», sagt der eine zum anderen.

Ich sehe mich nach bekannten Gesichtern um. Da steht Mary Robinson, die Leiterin des Fachbereichs, im Gespräch mit Lisa Hobbes. Sonst sind nicht viele Leute vom Anglistik-Institut zu entdecken, aber ich sehe Max Truman etwas abseitsstehen und eine Selbstgedrehte rauchen. Er wird wissen, was los ist.

«Hallo, Ariel», murmelt er, als ich mich neben ihn stelle.

Max murmelt immer, nicht schüchtern, sondern eher so, als ob er einem erzählen wollte, was es kosten würde, seinen schlimmsten Feind aus dem Weg zu schaffen, oder wie viel man bezahlen müsste, um ein Pferderennen zu manipulieren. Ob er mich mag? Ich glaube, er vertraut mir nicht. Aber warum sollte er auch? Ich bin vergleichsweise jung, relativ neu am Institut, und wahrscheinlich wirke ich ehrgeizig, obwohl ich es nicht bin. Außerdem habe ich lange rote Haare, und die Leute sagen, ich sähe einschüchternd aus (wegen der Haare? wegen etwas anderem?). Die Leute, die nicht sagen, ich sähe einschüchternd aus, sagen manchmal, ich sähe «zweilichtig» oder «merkwürdig» aus. Einer meiner ehemaligen Mitbewohner hat mal gesagt, er würde nicht gern mit mir auf einer einsamen Insel festsitzen, aber er hat nicht gesagt, warum.

«Hi, Max», sage ich. Und dann: «Mannomann.»

«Du weißt vermutlich nichts von dem Tunnel, stimmt's?», fragt er. Ich schüttele den Kopf. «Es gibt einen Eisenbahntunnel, der hier drunter durchgeht», sagt er und richtet den Blick zu Boden. Er saugt an seiner Selbstgedrehten, doch da scheint sich nichts zu tun, also nimmt er sie aus dem Mund und benutzt sie, um auf bestimmte Stellen des Universitätsgeländes zu zeigen. «Er verläuft unter dem Russell dort vorn und dem Newton dort drüben. Er verbindet

– oder verband früher – die Stadt mit der Küste. Ist seit ungefähr hundert Jahren nicht mehr benutzt worden. Das ist das zweite Mal, dass er einstürzt und das Newton mitreißt. Nach dem letzten Mal hätten sie ihn mit Beton verfüllen sollen», fügt er hinzu.

Ich schaue dorthin, wo Max gerade hingezeigt hat, und beginne im Kopf Linien zwischen dem Newton und dem Russell Building zu ziehen, wobei ich mir den Tunnel jeweils unter diesen Linien vorstelle. Wie man es auch anstellt, das Gebäude mit den Fachbereichen Anglistik und Amerikanistik liegt ebenfalls auf der Linie.

«Wenigstens ist niemand zu Schaden gekommen», sagt er. «Heute Morgen hat jemand von der Instandhaltung einen Riss in der Außenwand bemerkt und alle evakuieren lassen.»

Lisa schaudert. «Ich fasse einfach nicht, dass das hier passiert», sagt sie und blickt zum Newton Building hinüber. Der graue Himmel ist dunkler und der Regen heftiger geworden. Das Newton Building sieht ohne Licht seltsam aus, wie eine ausgedrückte Zigarette.

«Ich auch nicht», sage ich.

Die nächsten drei oder vier Minuten stehen wir alle da und starren schweigend das Gebäude an. Dann kommt ein Mann mit einem Megaphon und fordert uns auf, sofort nach Hause zu gehen, ohne noch einmal unsere Büros aufzusuchen. Mir ist zum Heulen. Zerborstener Beton hat etwas unglaublich Trauriges an sich.

Ich weiß nicht, wie es den anderen geht, doch für mich ist es gar nicht so leicht, einfach nach Hause zu gehen. Ich habe nur einen Satz Schlüssel zu meiner Wohnung, und der ist in meinem Büro, genau wie mein Mantel, mein Schal, meine Handschuhe, meine Mütze und mein Rucksack.

Vor dem Haupteingang steht ein Sicherheitsbeamter, der die Leute daran hindert hineinzugehen, deshalb gehe ich die Treppe hinunter und durch den Seiteneingang. Mein Name steht nicht an der Bürotür. Dort steht nur der Name des offiziellen Inhabers: meines Doktorvaters, Professor Saul Burlem. Ich bin Burlem zweimal begegnet, bevor ich hierherkam, einmal auf einer Konferenz in Greenwich und einmal bei meinem Vorstellungsgespräch. Er ist kaum eine Woche nach meiner Ankunft verschwunden. Ich weiß noch, wie ich an einem Donnerstagsvormittag ins Büro gekommen bin und bemerkt habe, dass etwas anders war als sonst. Zunächst mal waren die Jalousien heruntergelassen und die Vorhänge zugezogen: Burlem ließ abends zwar immer die Jalousien herunter, aber keiner von uns beiden rührte je die schrecklichen dünnen grauen Vorhänge an. Außerdem roch das Zimmer nach Zigarettenrauch. Ich erwartete Burlem an diesem Morgen gegen zehn Uhr, aber er ließ sich nicht blicken. Am Montag darauf fragte ich mehrere Leute, wo er sei, aber niemand wusste etwas. Irgendwann kümmerte sich dann jemand darum, dass seine Kurse weitergeführt wurden. Ich weiß nicht, ob innerhalb des Instituts darüber getratscht wird – niemand tratscht mit mir –, aber alle scheinen davon auszugehen, dass ich meine Forschungen einfach weiterbetreibe und dass Burlems Abwesenheit für mich kein großes Problem darstellt. Dabei ist er der Grund dafür, dass ich überhaupt hierhergekommen bin. Er ist der einzige Mensch auf der Welt, der ernsthaft über eins meiner Hauptthemen geforscht hat: Thomas E. Lumas, einen Schriftsteller aus dem neunzehnten Jahrhundert. Ohne Burlem weiß ich nicht recht, was ich hier eigentlich soll. Und ich fühle im Zusammenhang mit seinem Verschwinden tatsächlich irgendwas; nicht direkt Verlust, aber irgendwas.

Mein Wagen steht auf dem Parkplatz neben dem Newton Building. Als ich dort ankomme, bin ich nicht wirklich überrascht, dass mehrere Männer mit Schutzhelmen die Leute anweisen, ihre Autos zu vergessen und zu Fuß nach Hause zu gehen oder den Bus zu nehmen. Ich versuche es trotzdem – ich sage, ich würde nur allzu gern das Risiko eingehen, dass das Newton Building sich plötzlich wie in einer rückwärtsgespielten Zeitlupenaufnahme wieder aufrichtet, um dann in einer völlig anderen Richtung wieder umfallen zu können –, aber die Männer sagen mir mit etwas anderen Worten, dass ich mich verpissen und nach Hause laufen oder den Bus nehmen soll wie alle andern auch. Also mache ich mich schließlich auf zur Bushaltestelle. Es ist erst Anfang Januar, aber ein paar Schneeglöckchen und Narzissen haben es bereits aus der Erde geschafft und stehen mit hängenden Köpfen in kleinen Reihen neben dem Gehweg. Die Bushaltestelle ist deprimierend: Da wartet eine Schlange von Leuten, die so kalt und schlaff aussehen wie die Blumen, also beschließe ich, zu Fuß zu gehen.

Ich glaube, es gibt eine Abkürzung durch den Wald in die Stadt, aber ich weiß nicht, wo sie ist, daher folge ich der Route über das Universitätsgelände, die ich auch mit dem Auto genommen hätte. Den Film des einstürzenden Gebäudes spiele ich immer wieder vor meinem geistigen Auge ab, bis mir klar wird, dass ich mich an Dinge erinnere, die nie passiert sind. Ich höre auf, überhaupt darüber nachzudenken. Dann mache ich mir über den Eisenbahntunnel Gedanken. Ich kann nachvollziehen, warum man ihn dort hingebaut hat: Immerhin liegt die Universität oben auf einem steilen Hügel, und es ist natürlich sinnvoller, die Eisenbahn darunter herfahren zu lassen als darüber. Max hat gesagt, der Tunnel sei seit ungefähr hundert Jahren nicht

mehr benutzt worden. Ich frage mich, was vor hundert Jahren auf diesem Hügel war. Jedenfalls nicht die Universität, denn die wurde erst in den sechziger Jahren errichtet. Es ist wirklich kalt. Vielleicht hätte ich doch auf den Bus warten sollen. Aber bislang hat mich noch kein Bus überholt. Als ich die Hauptstraße in die Stadt erreiche, sind meine Finger in den Handschuhen eiskalt, und ich fange an, mir auf der Suche nach einer Abkürzung die Straßen, die nach rechts abgehen, genauer anzusehen. Die erste ist durch ein zum Teil von Möwen zugeschissenes Verkehrsschild als Sackgasse ausgewiesen, aber die zweite sieht verheißungsvoller aus, mit ihren Reihenhäusern aus rotem Backstein, die in einer Linkskurve verschwinden, also gehe ich da rein.

Ich hatte gedacht, es sei eine Wohnstraße, aber bald hören die roten Backsteinhäuser auf, und ich stoße auf einen kleinen Park mit zwei Schaukeln und einer Rutsche, die unter einem dunklen Baldachin aus verhedderten, nackten Eichenzweigen vor sich hin rosten. Dahinter liegen ein Pub und ein paar Geschäfte. Da ist ein trister Wohltätigkeitsladen, der schon zuhat, und die Art Friseursalon, wo man montags Blauspülungen und Haarschnitte zum halben Preis kriegt. Es gibt einen Zeitungshändler und ein Wettbüro und dann – aha! – ein Antiquariat. Es hat noch auf. Mir ist eiskalt. Ich gehe rein.

Es ist warm in dem Laden und riecht leicht nach Möbelpolitur. Über dem Eingang ist eine kleine Glocke, die noch gut drei Sekunden weiterklingelt, nachdem ich die Tür wieder geschlossen habe. Eine junge Frau, die eine Dose Politur und ein gelbes Staubtuch in der Hand hält, kommt hinter einem großen Bücherregal hervor. Sie lächelt kurz und lässt mich wissen, dass der Laden in etwa zehn Minuten zumacht, aber dass ich mich gerne umsehen kann. Dann setzt sie sich hin und beginnt etwas auf einer Tastatur zu

tippen, die mit einem Rechner vorne auf dem Ladentisch verbunden ist.

«Haben Sie einen digitalisierten Katalog all Ihrer Bücher?», frage ich sie.

Sie hört auf zu tippen und schaut hoch. «Ja. Aber ich weiß nicht, wie man den benutzt. Ich vertrete nur eine Freundin. Tut mir leid.»

«Oh. Schon gut.»

«Was wollten Sie denn nachsehen?»

«Es spielt keine Rolle.»

«Nein, sagen Sie es mir. Ich erinnere mich vielleicht daran, es abgestaubt zu haben.»

«Ähm ... also gut. Na ja, es gibt einen Autor namens Thomas E. Lumas ... Haben Sie irgendwelche Bücher von ihm?» Danach frage ich immer in Antiquariaten. Es gibt selten etwas von ihm, und ich habe auch bereits die meisten seiner Bücher. Aber ich frage trotzdem. Ich hoffe immer noch auf ein schöneres oder älteres Exemplar. Eins mit einem anderen Vorwort oder einem besser erhaltenen Schutzumschlag.

«Hmm ...» Sie legt ihre Stirn in Falten. «Der Name klingt irgendwie vertraut.»

«Sie sind vielleicht einem Buch mit dem Titel ›The Apple in the Garden‹ begegnet. Das ist sein bekanntestes Werk. Aber alle anderen sind schon lange vergriffen. Er hat in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts geschrieben, ist aber nie so berühmt geworden, wie er hätte sein sollen ...»

«‹The Apple in the Garden›. Nein, so hieß das nicht», sagt sie. «Warten Sie.» Sie geht zu dem großen Bücherregal hinten im Laden. «L, Lu, Lumas ... Nein. Hier ist nichts ... Sehen Sie, ich weiß gar nicht, in welche Abteilung man ihn stellen würde. Schreibt er Romane?»

«Manche seiner Bücher sind Romane», sage ich. «Aber er hat auch ein Buch über Gedankenexperimente geschrieben, ein bisschen Lyrik, eine Abhandlung über Regierungsformen, mehrere naturwissenschaftliche Bücher und eines, das ‹The End of Mister Y› heißt, ein sehr seltener Roman ...»

«The End of Mister Y. Das ist es!», sagt sie aufgeregt. «Warten Sie.»

Sie geht die Treppe an der Rückseite des Ladens hoch, bevor ich ihr sagen kann, dass sie sich geirrt haben muss. Die Vorstellung, dass sie dort oben tatsächlich ein Exemplar des Romans hat, ist völlig abwegig. Ich würde wahrscheinlich alles hergeben, was ich besitze, um an eine Ausgabe von «The End of Mister Y» zu kommen, Lumas' letztes und geheimnisvollstes Werk. Ich weiß nicht, womit sie es verwechselt hat, aber es ist einfach absurd anzunehmen, dass sie es hat. Niemand hat dieses Buch. Es heißt, dass ein Exemplar in einem deutschen Bankschließfach liegt, aber das Buch ist in keinem Bibliothekskatalog verzeichnet. Ich glaube, dass Saul Burlem einmal eine Ausgabe gesehen hat, aber ich bin mir nicht sicher. «The End of Mister Y» soll mit einem Fluch behaftet sein, und obwohl ich selbstverständlich nicht an solchen Kram glaube, sind manche Leute überzeugt, dass man stirbt, wenn man es liest.

«Ja, hier ist es», sagt die junge Frau, die mit einem kleinen Pappkarton in der Hand die Treppe runterkommt. «Meinten Sie das hier?»

Sie stellt den Karton auf den Ladentisch.

Ich schaue hinein. Und – ich kriege plötzlich keine Luft mehr – da liegt es; ein kleines, in cremefarbenes Leinen gebundenes Buch mit brauner Beschriftung vorne auf dem Einband und dem Rücken, ohne Schutzumschlag, aber sonst in fast perfektem Zustand. Doch das kann nicht sein.

Ich schlage das Buch auf und lese die Titelseite und das Impressum. Ach du Scheiße. Es ist eine Ausgabe von «The End of Mister Y». Was zum Teufel mache ich jetzt?

«Wie viel kostet es?», frage ich vorsichtig. Meine Stimme ist kaum zu hören.

«Na ja, das ist das Problem», sagt sie und dreht den Karton herum. «Die Inhaberin bekommt solche Kartons von einer Auktion in der Stadt, glaube ich, und wenn sie im ersten Stock stehen, heißt das, dass die Bücher bis jetzt nicht ausgezeichnet sind.» Sie lächelt. «Ich hätte sie Ihnen wahrscheinlich gar nicht zeigen sollen. Können Sie morgen nochmal kommen, wenn sie wieder hier ist?»

«Eigentlich nicht ...», beginne ich.

Ideen schießen mir durch den Kopf wie kosmische Strahlen. Soll ich ihr sagen, dass ich nicht von hier bin, und sie bitten, die Inhaberin jetzt anzurufen? Nein. Die Inhaberin weiß eindeutig nicht, dass das Buch hier ist. Ich will nicht das Risiko eingehen, dass sie davon gehört haben könnte und sich dann weigert, es mir überhaupt zu verkaufen – oder versucht, mehrere tausend Pfund dafür zu bekommen. Was kann ich sagen, damit sie mir das Buch gibt? Sekunden verstreichen. Die Frau greift nach dem Telefonhörer.

«Ich rufe eben mal meine Freundin an», sagt sie. «Ich frage sie, was wir machen können.»

Während sie darauf wartet, dass sie verbunden wird, werfe ich einen Blick in den Karton. Es ist unglaublich, aber da sind noch andere Lumas-Bücher drin, und ein paar Derrida-Übersetzungen, die ich nicht habe, und etwas, das aussieht wie eine Erstausgabe von Edgar Allan Poes «Heureka». Wie sind diese Texte zusammen in einem Karton gelandet? Ich habe keine Ahnung, was die miteinander zu tun haben könnten, es sei denn, sie sind für ein Projekt zusammen-

getragen worden, das meiner Dissertation ähnelt. Könnte noch jemand an derselben Sache arbeiten? Unwahrscheinlich, besonders da dieser Jemand die Bücher weggegeben hat. Aber wer würde diese Bücher weggeben? Mir kommt es vor, als schaute ich auf Paleys Uhr. Es ist fast so, als hätte jemand diesen Karton eigens zusammengestellt, um mir eine Freude zu machen.

«Ja», sagt die Frau gerade zu ihrer Freundin. «Es ist ein kleiner Karton. Im ersten Stock. Ja, auf dem Stapel in der Toilette. Ähm ... sieht aus wie eine Mischung von alten und neuen. Ein paar von den alten sind ein bisschen muffig und so. Taschenbücher, glaube ich ...» Sie schaut in den Karton und zieht zwei von den Derrida-Büchern raus. Ich nicke ihr zu. «Ja, eine bunte Mischung. Ach, wirklich? Cool. Ja. Fünfzig Mäuse? Im Ernst? Das ist viel Holz. Okay, ich frage sie. Ja. Tut mir leid. Okay. Bis bald.»

Sie legt auf und lächelt mich an. «Nun ja», sagt sie. «Es gibt eine gute und zwei schlechte Nachrichten. Die gute ist, dass Sie den ganzen Karton haben können, wenn Sie wollen, aber die schlechte ist, dass ich keine einzelnen Bücher aus dem Karton verkaufen darf, also alles oder nichts. Sam meint, sie hat den Karton selbst auf einer Auktion gekauft, und die Inhaberin hat ihn noch nicht gesehen. Aber offenbar hat sie schon gesagt, dass sie keinen Platz hat, noch mehr Zeug in den Regalen unterzubringen ... Und die andere schlechte Nachricht ist, dass der ganze Karton fünfzig Pfund kostet. Also ...»

«Ich nehme ihn», sage ich.

«Im Ernst? So viel geben Sie für einen Karton Bücher aus?» Sie lächelt und zuckt mit den Achseln. «Na ja, okay. Das macht dann wohl fünfzig Pfund, bitte.»

Meine Hände zittern, als ich mein Portemonnaie aus der Tasche ziehe, drei zerknüllte Zehn-Pfund-Scheine und

einen Zwanziger herausnehme und sie ihr hinreiche. Ich denke nicht darüber nach, dass das im Moment nahezu mein gesamtes Geld ist und dass ich mir so in den nächsten drei Wochen keine warme Mahlzeit mehr leisten kann. Eigentlich ist mir so ziemlich alles egal – abgesehen davon, dass ich mit «The End of Mister Y» aus diesem Laden gehen kann, ohne dass jemand es begreift oder sich erinnert und versucht, mich aufzuhalten. Mein Herz hämmert wie wild. Werde ich zusammenbrechen und an Schock sterben, bevor ich auch nur die Chance hatte, die erste Zeile des Buchs zu lesen? Scheiße. Scheiße. Scheiße.

«Phantastisch, vielen Dank. Tut mir leid, dass es so teuer war», sagt die junge Frau zu mir.

«Kein Problem», bringe ich über die Lippen. «Ich brauche ohnehin eine Menge von denen für meine Dissertation.»

Ich stecke «The End of Mister Y» zur Sicherheit in meinen Rucksack, dann nehme ich den Karton und gehe aus dem Laden, halte ihn umklammert, während ich im Dunkeln nach Hause laufe, die Kälte in meinen Augen brennt und ich völlig unfähig bin, zu kapieren, was da gerade passiert ist.